

LISA UNGER
ALS LISA MISCIONE
Das Böse so vertraut



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Im blutverschmierten Schlafzimmer ihres luxuriösen New Yorker Apartments kauert die bekannte Künstlerin Julian Ross, völlig aufgelöst und selbst blutüberströmt. Neben ihr liegt die entsetzlich entstellte Leiche ihres Mannes Richard, sein Ringfinger samt Ehering fehlen. Für den zum Tatort gerufenen Detective Halford McKirdy ist der Anblick traurigerweise nur allzu bekannt – die Umstände sind identisch mit dem Mord an Julians erstem Ehemann Tad vor zehn Jahren. Und wie damals fällt der Verdacht sofort auf Julian. Doch sie beteuert vehement ihre Unschuld. Von der verzweifelten Julian um Hilfe gebeten, unterstützt Privatermittlerin Lydia Strong gemeinsam mit ihrem Partner, Ex-FBI-Agent Jeffrey Mark, Detective McKirdy bei der Aufklärung des Falls. Ein gefährliches Unterfangen, denn dadurch wird ein Serienkiller, der einen persönlichen Rachefeldzug gegen Lydia führt, auf sie aufmerksam ...

Weitere Informationen zu Lisa Unger
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Lisa Unger
als Lisa Miscione

Das Böse
so vertraut

Thriller

Deutsch
von Eva Bonné

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Twice« bei St. Martin's Press, New York,
sowie 2011 in leicht veränderter Neuauflage bei
Broadway Paperbacks, an imprint of the Crown Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York.

Der Goldmann Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967

2. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2016
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Lisa Miscione
Copyright © des Vorwortes 2011 by Lisa Unger
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
This translation published by arrangement with Broadway
Paperbacks, an imprint of the Crown Publishing Group,
a division of Random House LLC.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Richard Nixon/arcangel-images.com
Redaktion: Alexander Behrmann

KS · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöfneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48236-8

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Großeltern
Frederick und Donna Unger

VORWORT VON LISA UNGER

Als ich Lydia Strong zum ersten Mal begegnete, war ich neunzehn Jahre alt. Damals wohnte ich in New Yorks East Village, war mit einem Polizisten zusammen und besuchte das Eugene Lang College, die Eingangsstufe des Neuen Instituts für Sozialforschung. Ich saß in einem Auto unter einer U-Bahn-Brücke in der Bronx und wartete – auf was, weiß ich nicht mehr. Aber an jenem Tag sah ich zum ersten Mal in meinen Gedanken eine Frau an einer Kirche vorbeijoggen. Die Kirche befand sich in New Mexico. Über die Frau wusste ich nur, dass sie einen tiefen seelischen Schmerz in sich trug. Zu laufen war ihr Trost, Religion und Droge zugleich. Sie hieß Lydia.

Ich fischte eine Papierserviette und einen Stift aus dem Handschuhfach und schrieb die ersten Zeilen von *Im Herzen die Sünde* nieder. Es sollte zehn Jahre dauern, bis ich den Roman vollendete, weil die Zeit zwischen meinem neunzehnten und neunundzwanzigsten Geburtstag von harter Arbeit und turbulenten Veränderungen geprägt war und ich meinen Traum, Schriftstellerin zu werden, vernachlässigte. Aber Lydia war eine treue Seele; sie wartete.

Obwohl ich unbedingt einen Roman schreiben wollte, eine erstklassige Ausbildung genossen und in einem Verlag Karriere gemacht hatte, wusste ich nicht viel über

das Leben, als ich an meinem ersten Buch arbeitete. Ich glaube, kaum jemand hat eine Vorstellung davon, was es bedeutet, einen Roman zu schreiben, ohne einen eigenen Versuch gewagt zu haben. (Und auch später beim zweiten und dritten Buch fühlt es sich so an, als erlerne man das Schreiben wieder aufs Neue.) Ich wusste nur eins: Ich war bezaubert von dieser Frau, die einen großen Teil meiner Gedanken beherrschte. Ihre dunklen Obsessionen zogen mich in ihren Bann. Ich war fasziniert von ihrer Vergangenheit und den Rätseln ihrer Gegenwart. Warum gestattete sie sich nicht einfach, den Mann zu lieben, der ihr so viel Liebe entgegenbrachte? Unaufhörlich taten sich neue Fragen auf, und im Lauf der zehn Jahre war ich immer dann am glücklichsten, wenn ich mich auf die Suche nach Antworten begab.

Zu meinem großen Glück nahm sich bereits meines allerersten Buchs die wunderbare Agentin Elaine Markson an, die recht schnell einen Verlag für *Im Herzen die Sünde* und die noch ungeschriebene Fortsetzung fand. Die folgenden Jahre verbrachte ich mit Lydia Strong und den schillernden Figuren, die ihr begegneten. Ich genoss jeden dunklen Augenblick, jede schwierige Wendung des Schicksals, die ihnen widerfuhr.

Ich folgte Lydia von New Mexico nach New York, nach Albanien, Miami und wieder zurück. Wir stapften durch Manhattans stillgelegte U-Bahn-Tunnel und durch die Wildnis Floridas, wir erkundeten eine rätselhafte Kirche in der Bronx und eine fiktionale Stadt namens Haunted. Es war eine aufregende Reise, und ich schrieb, als stünden meine Hände in Flammen.

Ich freue mich, dass meine ersten Werke, die ich noch

unter meinem Mädchennamen Lisa Miscione verfasste, eine wunderbare Heimat bei Broadway Paperbacks gefunden haben und einen Platz in den Buchregalen bekommen. Am meisten freut es mich natürlich, dass sie es bis in Ihre Hände geschafft haben. Ich kenne zahlreiche Autoren, die ihre Erstlingswerke am liebsten vor der Welt verstecken würden, weil sie seither Riesenschritte in ihrer Entwicklung als Schriftsteller vollzogen haben. Das ist nur verständlich, denn natürlich würden wir am liebsten die Zeit zurückdrehen und alles noch einmal besser schreiben.

Aber in meinem Herzen haben diese mit so vielen Schwächen behafteten, manchmal komischen und immer komplizierten Figuren und ihre verrückten und wilden Geschichten einen besonderen Platz. Bis heute denke ich an sie und hege selbst für die finsternen unter ihnen zärtliche Gefühle. Die Arbeit an jedem einzelnen dieser Bücher war mir ein Vergnügen, und ich hoffe, Sie genießen die Zeit mit den folgenden Seiten so sehr wie ich. Vielen Dank fürs Lesen.

PROLOG

Nachts kam er wieder. Seine Rückkehr im hellen Mondlicht wurde vom Knacken und Ächzen der Äste begleitet, die sich im kalten Wind wiegten. Eine Weile hielt er am Waldrand inne, schien mit den kahlen Bäumen und dem trockenen Laub unter seinen Füßen zu verschmelzen. Er war so reglos, schwarz und aufrecht wie die toten Stämme ringsum, während er zum Haus hinüberstarrte. Wie ein alter Kriegsverbrecher stand es da, ein trauriger Schatten seiner einstigen Pracht, es verströmte eine Aura des Bösen, der Nachhall unzähliger Sünden pulsierte wie ein Herzschlag. Das Haus war noch am Leben. Er konnte nicht glauben, dass es nach all der Zeit immer noch am Leben war. Er atmete die kalte Luft ein und spürte seine alte Angst, die ebenfalls noch lebte. So wie das Haus war seine Angst gealtert und vergammelt, doch die Zeit hatte sie nicht besiegen können.

Er betrat den früher einmal so gepflegten Rasen, der jetzt nur noch ein Schlachtfeld war, überwuchert von gelbem Gras und Unkraut und Hecken, die erst verwildert und dann aufgrund mangelnder Pflege abgestorben waren. Ihre Zweige und Dornen verfangen sich in seinen Hosenbeinen, als wollten sie ihn zurückhalten. Alles hier, sogar die riesige alte Eiche, die neben dem Haus Wache stand, schien ihn abschrecken zu wollen. Doch er war ein

Teil dieses Hauses, und das Haus war ein Teil von ihm. Und er war dabei, die Puzzleteile seiner Existenz einzusammeln, endlich. Es war an der Zeit.

Vor seinen Augen tauchten die Erinnerungen auf wie ein flackernder Acht-Millimeter-Film, der an eine Wand projiziert wird. Er konnte sehen, wie sie lachte und tanzte, wie sie lief. Ihre strammen Kinderbeinchen, die winzigen Röcke und kurzen Hosen. Er sah ihre blonden Zöpfe, die runden blauen Augen. Als sie älter und schöner wurde, dunkelten Augen und Haare nach, ihr Teint bekam die Farbe von Sahneeis. Er sah die letzten Momente mit ihr, bevor alles zu Ende ging. Er hörte sie lachen, und er hörte sie schreien, und beides war wie Musik in seinen Ohren. Die Liebe zu ihr war ein Phantomschmerz. Seit der erzwungenen Trennung fühlte er sich, als hätte er seine Organe spenden müssen, ohne vorher gestorben zu sein. Er lebte mit einem künstlichen Herzen.

Er stand auf der Veranda und hörte die alten Holzbalken unter seinem Gewicht knarzen. Sie drohten zu brechen. Er hörte ein Rascheln hinter der Tür, und die Äste der alten Eiche kratzten an der Hauswand wie Fingernägel an einem Sargdeckel. Er war der Verdammte vor dem Höllentor. Er kam um vor Angst, doch er wusste, er hatte es nicht besser verdient.

Das Haus war nur noch eine Karikatur seiner selbst, die Balken waren verbogen, und die Schindeln hatten sich aus der Verkleidung gelöst, die Fensterrahmen waren rissig, und die Träger bogen sich durch. Ein Haus wie in einem Horrorfilm. Als er die Tür aufstieß, fielen ein paar leere Bierdosen mit lautem Scheppern um und rollten über das Parkett. Er trat ein, das Haus war eiskalt und schien

zu seufzen; er konnte seinen Atem als eisigen Hauch im Nacken spüren. Der Kronleuchter aus tausend erstarrten Tränen war matt vor Staub und der Ausgangspunkt unzähliger Spinnweben, die sich von dort aus durch das ganze Foyer spannten. Die Kristalle klirrten leise über seinem Kopf wie winzige Glöckchen.

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss. Er betrachtete die Verwüstung, die die Zeit hier angerichtet hatte, und er spürte eine unerklärliche Wut. Das Haus hätte instand gehalten werden sollen, stattdessen hatte man es den Vandalen überlassen. Die Sonne hatte Teppiche, Möbel und Ölgemälde ausgebleicht, an den Wänden prangten anzügliche Graffiti in Rot und Schwarz. Das Sofa im Salon stand nur noch auf drei Beinen. Doch seine Wut verrauchte schnell. Das alles würde sich mit etwas Arbeit reparieren lassen.

»Oder mit einem gründlichen Exorzismus«, hörte er sich sagen. Seltsam, wie alt seine Stimme klang.

Der zersprungene Spiegel in dem mit Blattgold verzierten Schnitzrahmen hing schief an der Rückwand des Wohnzimmers. Jemand hatte die Worte *Tracy liebt Justin TL4* auf das blinde Glas gesprüht. Bei seinem eigenen Anblick zuckte er zusammen. Sein Gesicht verschwand hinter einem langen Vollbart, die grauen Haare standen ihm in wirren, ungewaschenen Strähnen vom Kopf ab. Er trug eine zerknitterte Jeansjacke, steif vor Dreck, darunter mehrere ebenso verdreckte T-Shirts und einen vormals roten Pullover. Er sah aus wie ein Mann, um den die Leute auf der Straße einen großen Bogen machen, die Luft anhalten, wenn sie ihn passieren. Er legte sich eine Hand an den ranzigen Bart, der so steif wie Holzwolle

war. Seine Fingerkuppen waren schwielig und hart, die Nägel schwarz vor Dreck.

Er stand wie hypnotisiert da, während der Wind an den Fensterrahmen rüttelte, Bierdosen über den Boden schob und die schweren Vorhangfetzen vor dem Arbeitszimmer blähte. Er konnte sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal sein eigenes Gesicht gesehen hatte. In Gedanken betrachtete er sich immer noch als jungen Mann. Schlank und sportlich, mit strahlend grünen Augen und Haaren so schwarz, dass sie im Sonnenlicht bläulich glänzten. Doch heute erschreckte ihn sein eigener Anblick weniger als sonst. Wenigstens sah er jetzt so kaputt aus, wie er sich fühlte. Es war ihm immer wie ein grausamer Scherz der Natur vorgekommen, dass sein Herz ein totes schwarzes Loch war, sein Teint jedoch frisch und jugendlich gerötet, sein Lächeln charmant und bezaubernd. Dieselbe kranke DNA, die ihm sein Erbe aufzwängte und ihn zu dem gemacht hatte, was er heute war, hatte dafür gesorgt, dass er früher einmal attraktiv gewesen war, schön wie eine Venusfliegenfalle, die mit ihrem betörenden Duft Insekten anlockt, zuschnappt und sie zermalmt. Wenigstens sah man ihm jetzt an, was er wirklich war.

Plötzlich hörte er Gelächter in seinem Rücken. Er drehte sich zu der geschwungenen Treppe um, die in der Finsternis der ersten Etage endete. Das Haus schien tief Luft zu holen, und dann stieß es seinen fauligen Atem aus. Der Vollmond verschwand hinter Wolken, das Zimmer versank in tiefer Dunkelheit. Er spürte, wie sein Puls schneller ging und sein Magen vor lauter Angst zu kribbeln anfang.

»Ich bin zu Hause«, rief er, drehte sich um und stieg

die Treppe hinauf, der Finsternis entgegen. Er wusste, es gab kein Zurück mehr. Der Vorhang für das Finale hatte sich gehoben, und alle Schauspieler würden das unvermeidliche Ende erleben.

ERSTER TEIL

EINS

Lydia Strong lief. Sie lief, obwohl es tausend Gründe gab, es nicht zu tun. Sie lief, so schnell sie konnte, durch den Dezemberregen, ihre Wangen waren von der Kälte gerötet und von dem Feuer, das innerlich brannte wie ein Heizofen. Sie lief durch die Lafayette Street, vorbei an der Gaserteria und dem Puck Building, sie lief über kaputte Bürgersteige, durch Müll und Scherben. Vorbei an einer dunklen, stinkenden Gasse, in der sich unheimliche Schatten drängten. Die bunten Jalousien der Gebäude zogen sich aufwärts bis in den schiefergrauen Himmel. Im kitschigen Chaos von Chinatown leuchtete und blinkte alles in Rot und Gelb, die Luft roch nach gebratenem Entenfleisch, und die Straßenhändler verkauften gefälschte Designerhandtaschen, Aufziehspielzeug und Buddhastatuen. Lydia lief am riesigen, schmutzig weißen Gerichtsgebäude von Manhattan vorbei und weiter auf die Brooklyn Bridge.

Lydia war eine anmutige Läuferin mit perfekter Figur, schlank und stark, neuerdings mit Rundungen an Brust und Hüfte. Scheinbar mühelos bahnte sie sich einen Weg durch die Menschenmengen; sie hatte den Bauch eingezogen und die Schultern zurückgenommen und kam immer mit den Fersen zuerst auf dem harten Asphalt auf, bevor sie den Fuß elegant über die Zehen abrollte. Auf

dem überfüllten Gehweg manövrierte sie sich geschickt zwischen den langsamen Fußgängern durch – Anwälte, Cops, ehrfürchtige Touristen mit offenem Mund, die an der prächtigen Fassade des Gerichtsgebäudes emporblickten. Ihr kantiges Gesicht und die sturmgrauen Augen waren völlig ausdruckslos, wirkten allerhöchstens konzentriert, und so hätte niemand geahnt, wie angespannt Lydia in diesen Tagen war. Sie spürte die Anspannung eines Menschen, der sich beobachtet fühlt. Gejagt, um ehrlich zu sein.

An der letzten Ampel vor der Brücke unterdrückte sie den Impuls, einen Blick über die Schulter zu werfen, überquerte die Straße bei Rot und nahm die sanfte Steigung der Brooklyn Bridge in Angriff. Sie wusste, er war da. Vielleicht nicht direkt hinter ihr, aber näher, als ihr lieb sein konnte. Sie hoffte, dass er nicht mit ihr Schritt halten könnte.

Sie kämpfte gegen die Steigung an und freute sich insgeheim, als der harte Asphalt in das hölzerne Balkenwerk der Brücke überging. Auf dem federnden Holz zu laufen verlieh ihr ein Gefühl von Sicherheit; es erinnerte sie daran, dass diese Stadt vor nicht allzu langer Zeit noch unschuldig gewesen war, dass ein Stück vom alten New York in dieser Brücke weiterlebte.

Vor wenigen Wochen war Lydias schlimmster Albtraum wahr geworden. Bis dahin hatte sie es geschafft, den Schein der Normalität zu wahren. Nicht, dass sie unter »normal« dasselbe verstanden hätte wie die meisten Menschen. Als Bestsellerautorin, ehemalige Beraterin und frischgebackene Teilhaberin der neu gegründeten Detektei Mark, Striker und Strong bekam Lydia eine

tägliche Dosis Grauen ab, die die meisten Leute in die Psychiatrie gebracht hätte. Sie hatte ihr Leben der Analyse von kriminellen Hirnen gewidmet, wollte verstehen, warum manche Männer vergewaltigen und töten, welcher Mangel – oder welche Zutat – einen Menschen zum Monster werden lässt. Auf ihrer ruhelosen Suche hätte sie selbst fast ihr Leben und jede Hoffnung auf Lebensglück verloren. Schon einmal hatte sie sich vor diesem Abgrund gerettet, aber nun hatte sie das Gefühl, wieder direkt davor zu stehen.

Jed McIntyre, ein Serienmörder, der auch Lydias Mutter auf dem Gewissen hatte, war nach fünfzehn Jahren Gefängnis wieder auf freiem Fuß. Und er schien noch verrückter und noch besessener zu sein als früher. Lydia spürte, dass sie dem Druck nicht mehr lange standhalten würde. Außerdem hatte sie vor kurzem erfahren, dass sie schwanger war und dass Jeffrey Mark – ihr Freund und Mentor und seit einem Jahr auch ihr Lebensgefährte – sie gern heiraten würde. Manchmal fürchtete sie, ihr Kopf würde platzen.

Nicht, dass Jeffrey mit Jed McIntyre vergleichbar gewesen wäre. Doch beide drohten, Lydia die Kontrolle über ihr früher so geordnetes Leben zu entziehen.

Unter dem ersten der gigantischen Brückenbögen hielt sie inne, trat ans Geländer und schaute gen Westen. Sie spürte die Kälte als ein Brennen an Nase und Wangen, ihr Herz klopfte im Rhythmus der Anstrengung. In der Ferne ragten die Wolkenkratzer von Manhattans Südspitze in die Höhe, schimmernde Monolithen vor trübgrauem Himmel, und zu ihren Füßen floss der Berufsverkehr. Sie hörte das gedämpfte Zischen von Autoreifen auf

nassem Asphalt. Gelegentlich stieg das Kreischen einer Bremse oder wütendes Gehupe aus dem stetigen Strom zu ihr herauf.

Auf der Brooklyn Bridge waren alle Antworten zu finden. An diesen Ort kam Lydia, wenn ihr alles zu viel wurde, wenn ihre Sorgen sie erdrückten und die Symphonie aus Stadtgeräuschen zur Kakophonie anschwell. Manchmal fragte sie sich, ob etwas mit ihr nicht stimmte. Warum sie sich nicht mehr *freute*, denn das wurde doch von ihr erwartet; warum sie sich nicht auf das Baby freute, Jeffreys Baby, und über Jeffreys Heiratsantrag. War es nicht das, was alle Frauen sich wünschten? Dann wiederum hatte Lydia nie gewollt, was andere Frauen wollten. Sie hatte nie verstanden, warum manche Menschen sich unbedingt fortpflanzen wollten. Oder dass sie vor Glück strahlten, wenn sie dann endlich von der Schwangerschaft erfuhren. *Begreifst du denn nicht*, hätte sie dann am liebsten gesagt, *dass die Verantwortung für ein neues Leben auf dich zukommt? Dass alles, was du von nun an tust, dein Kind beeinflussen wird, für immer?*

Lydia fragte sich, wie sie guten Gewissens ein Kind in diese Welt setzen konnte, in eine Welt voller Monster. Monster, die gierig darauf waren, ein Opfer nach dem nächsten zu jagen und zu verschlingen. Sie fürchtete, einem Kind letztendlich nicht genug bieten zu können. Anscheinend wollten viele Menschen Kinder *haben*, ohne sich zu fragen, was man einem Kind *geben* musste. Zu diesen Menschen wollte Lydia nicht gehören. *Das hättest du dir alles überlegen können, bevor Jeffrey dir den Braten in die Röhre geschoben hat*, schimpfte sie mit sich selbst.

Jeffrey blickte allem mit der Ruhe eines Zenmönchs

entgegen. »Es ist genau jetzt passiert, weil wir so weit sind«, hatte er während einer ihrer nächtlichen Diskussionen gesagt. Lydia hatte vor Nervosität nicht einschlafen können, was wiederum hieß, dass er nicht schlafen konnte. »Du wirst von dir selbst überrascht sein. Du wirst eine liebevolle, herzliche, aufmerksame Mutter sein ... und deine Identität behalten. Vertraue mir.«

Jeffrey war der einzige Mensch auf der Welt, auf den sie sich tatsächlich verlassen konnte, ihm hatte sie ihr Leben und ihre Zukunft anvertraut. Als sie ihn kennengelernt hatte, war sie erst fünfzehn gewesen und er ein fünfundzwanzigjähriger FBI-Agent, der den Mörder ihrer Mutter jagte. Im Laufe der folgenden fünfzehn Jahre hielten sie den Kontakt und wurden enge Freunde. Jeffrey ließ Lydia bei verschiedenen Projekten mitarbeiten und entwickelte sich zu einer Art Mentor, zu ihrem Vertrauten und Ratgeber. Und dann irgendwann wurde mehr daraus. Doch erst vor einem Jahr hatten die beiden sich ihre Gefühle eingestanden, die so lange unter der Oberfläche gebrodelt hatten.

Die Zeit ohne Jeffrey erschien Lydia aus heutiger Sicht wie eine traurige Wüste, in der sie jahrelang herumgeirrt war. Sie hatte Karriere gemacht, doch sie hatte wenig gefühlt außer Angst und Schmerz. Der Verlust ihrer Mutter hatte sie dauerhaft beschädigt; sie selbst hatte die Tote an einem Nachmittag im Herbst entdeckt, nachdem sie aus der Schule gekommen war. Ihr Vater hatte sich lange zuvor aus ihrem Leben verabschiedet, und so wuchs Lydia bei ihren alten, aber liebevollen Großeltern auf. Trotz der Liebe und der Zuwendung, die sie dort erfuhr, fiel es Lydia schwer, tiefe Gefühle zu entwickeln, denn sie

fürchtete sich immerzu vor dem drohenden Trennungsschmerz. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte sie sich aus einem Tal der Tränen herauskämpfen müssen, und als junge Frau hatte sie beschlossen, wenn auch unbewusst, nie wieder in diese Falle mit den glitschigen Wänden abzurutschen.

Die Liebe zu Jeffrey hatte alles verändert. Heute konnte sie dem Universum und sich selbst wieder vertrauen, sie konnte das Leben annehmen, ohne sich ständig vor dem Tod eines geliebten Menschen fürchten zu müssen. Alles war mehr oder weniger perfekt gewesen, bis sie wieder ein Monster in ihr Leben ließ ... in ihr gemeinsames Leben. Jed McIntyre war frei. Lydia tastete nach der Beretta, die in ihrer Hüfttasche steckte. Damit fühlte sie sich einigermaßen sicher.

Aus dem Augenwinkel sah Lydia eine große, kantige, ganz in Schwarz gekleidete Gestalt. Zügig schritt sie an den wenigen Spaziergängern vorbei, die auf der Brücke unterwegs waren. Der Mann war wie ein wandelnder Berg, alle drehten sich nach ihm um. Schnell verzog Lydia sich hinter einen der gemauerten Pfeiler, die die Strecke in einen Rad- und einen Gehweg unterteilten. Sie drückte sich an den kalten Stein und wartete mit klopfendem Herzen.

Sie hatte geahnt, dass es eines Tages so weit sein würde. Wenn sie nicht aufpasste, wenn sie leichtsinnig wurde, würde er sie anfallen, am helllichten Tag und vor vielen Augenzeugen. Er würde sich nicht in der Nacht anschleichen, so wie es sich für Dämonen eigentlich gehört. Er würde aus einer Menschenmenge herausspringen und sie vor den Augen der Umstehenden ermorden. Niemand

würde ihn aufhalten. Lydia sah das alles so deutlich vor sich, als wäre es bereits passiert. Wenn es so weit war, würde es zum Kampf auf Leben und Tod kommen; wer gewinnen würde, konnte niemand voraussagen. Sie spähte um den Pfeiler herum und sah die schwarze Gestalt auf sich zueilen.

Dax Chicago lief am Pfeiler vorbei, keuchte und hielt sich die Seiten.

»Peng, du bist tot!«, rief Lydia, und Dax zuckte zusammen wie zu Tode erschreckt.

»Verdammt noch mal, Lady. Was stimmt mit dir eigentlich nicht?« Lydia hatte sich immer große Mühe geben müssen, Dax' schweren australischen Akzent zu verstehen, aber im Laufe der drei Wochen, die er mittlerweile an ihr klebte, hatte sie sich daran gewöhnt.

»Ich dachte, du wärst fitter«, sagte sie lächelnd.

»Ich will dir nur helfen«, sagte er und ging im Kreis, ohne die Hände von seiner Taille zu nehmen. »Scheiße«, sagte er. »Ist das kalt hier.«

Dax Chicago war geballte Muskelkraft und Zähigkeit, verteilt auf eins dreiundneunzig. Selbst ein Bulldozer wäre neidisch auf seine Kraft gewesen, und für einen Mann von seiner Größe war er erstaunlich wendig – im Nahkampf. Lydia wusste, auf der Langstrecke hätte er keine Chance gegen sie. Es machte ihr Spaß, ihn für das Geld, das Jeffrey ihm zahlte, schufteten zu lassen. Dax begleitete sie, wann immer Jeffrey keine Zeit hatte. Was Lydia kein bisschen gefiel. Aber Jeffrey hatte sich nicht davon abbringen lassen ... und so machte es Lydia allen Beteiligten so schwer wie möglich.

»Schwangere Frauen, die von irren Serienmördern ge-

stalkt werden, sollten nicht joggen dürfen«, fügte er grin- send hinzu.

Lydia boxte Dax auf den Oberarm und hatte das Ge- fühl, gegen einen Fels geschlagen zu haben, nicht gegen einen Menschen. Eigentlich störte Dax sie gar nicht, sie war genervt von ihm, wie man nur von seiner Familie genervt sein kann; ihre Abneigung war durch tiefe Zu- neigung gepolstert. Außerdem musste sie zugeben, dass Dax eine echte Bereicherung für das Team war. Früher war er bei einem Spezialkommando der British Army ge- wesen, seine Erfahrung mit Waffen und Kampfeinsätzen und sein geradezu unheimliches Talent, sich unsichtbar zu machen, waren in der Vergangenheit von unschätzba- rem Wert gewesen.

Was Lydia an Dax ebenfalls gut gefiel, war seine ge- heimnisvolle Vorgeschichte. Er erzählte nur wenig aus seinem Leben und wie er zu Jeffreys Firma gekommen war oder warum er sich ein palastähnliches Anwesen in Riverdale leisten konnte, samt einem Keller, der jeden mittelalterlichen Kerker in den Schatten stellte. Dax' Keller war ein Labyrinth aus Räumen – in einem befand sich die Waffenkammer, in der die Ausrüstung einer klei- nen Armee einlagerte, in einem anderen stand ein grau- siger Metalltisch mit Fixiergurten, zwei weitere Zimmer wurden durch einen Einwegspiegel miteinander verbun- den. Lydia wurde nicht müde, dem widerwilligen Dax Details aus seiner Vergangenheit aus der Nase zu ziehen. Manchmal kam es ihr so vor, als wäre Dax Chicago voll ausgewachsen und im Kampfanzug auf die Welt gekom- men, mit einer AK-47 unter dem Arm.

»Ach komm schon, Lydia. Lass uns gehen«, sagte Dax

und warf ihr einen herzerweichenden Blick aus jadegrünen Augen zu. Die Kälte und die Anstrengung hatten rote Flecken auf seine blasse Haut gezaubert. Aus der dunkelgrauen Wollmütze, die er sich bis über die Ohren gezogen hatte, ragten ein paar braune Locken heraus. Für einen australischen Muskelprotz sah er gar nicht übel aus.

»Dax, du brauchst dringend eine Freundin«, sagte Lydia, als sie das Ende der Brücke erreicht hatten und in den Gerichtsbezirk zurückliefen.

Dax schnaubte verächtlich, Lydias Handy fing zu klingeln an. Sie öffnete den Reißverschluss ihrer Hüfttasche und zog das kleine silberne Nokia heraus, das neben der nicht so kleinen Beretta steckte.

»Hi«, sagte sie, weil sie Jeffreys Namen auf dem Display gesehen hatte.

»Wo bist du?«

»Zu Hause auf dem Sofa, wie es sich für eine brave Gefangene gehört.«

Jeffrey seufzte. »Ist Dax bei dir?«

»Ich werde ihn einfach nicht los.«

»Hör mal«, sagte er, »warum springt ihr nicht ins nächste Taxi und kommt rüber in die Firma? Ich muss mit euch reden.«

Lydia und Dax überquerten die Chambers Street. An der Ecke stand ein Verkaufskarren mit gebrannten Honignüssen, die kalte Luft roch unangenehm süßlich. Ein Taxifahrer drückte wütend auf die Hupe, als ihm eine dicke Lincoln-Limousine die Vorfahrt nahm und davonbrauste. Schick gekleidete Yuppies schwappten vorbei wie eine Welle in Schwarz und Dunkelblau, alle waren zu wichtigen Jobs, Terminen, Meetings unterwegs, und jeder

schien einen Kaffeebecher von Starbucks in der Hand zu halten.

»Was ist denn?«, fragte Lydia, weil Jeffrey so aufgeregt klang.

»Hast du heute Morgen schon die Nachrichten gesehen?«

»Nein.«

»Dann erkläre ich es dir gleich. Halbe Stunde?«

»Ungefähr.«

Dax und Lydia joggen zur Sixth Avenue, stiegen in ein Taxi und fuhren nach Uptown, wo sich die Büroräume von Mark, Striker und Strong befanden.

ZWEI

Detective Halford McKirdy, seine Freunde nannten ihn Ford, mochte die Dunkelheit. Die Dunkelheit war der Kokon, in dem Gedanken zu Theorien heranreifen konnten und Theorien zu Lösungen. Das Licht lockte den Menschen aus sich heraus, lenkte ihn ab. Deswegen hielt er die Jalousien seines kleinen, vollgestellten Büros stets geschlossen, nur wenig Tageslicht sickerte durch die Lamellen ein und zeichnete ein Streifenmuster auf die Akten und Fotos auf Halford McKirdys Schreibtisch.

Heute Morgen roch es seltsam. Möglicherweise lag es an der halb leeren – halb vollen, hätte der Optimist gesagt, der Ford nicht war – Kaffeetasse, die gefährlich nah an der Schreibtischkante stand. Vielleicht lag es an dem alten Pastrami-Sandwich, das immer noch im Papierkorb lag, begraben unter einem Haufen von Zetteln, Formularen und ausgedienten Post-its. Oder an den Zigarettenskippen in dem Aschenbecher, den Ford in der obersten Schublade des Metallschreibtischs mit Holzfurnierplatte aufbewahrte, damit niemand merkte, dass er Gelegenheitsraucher war. Oder vielleicht war es nur der Geruch des Todes, den er vor einer Stunde vom Tatort mitgebracht hatte. Vermutlich war es eine Mischung aus allem.

»Er war schon wieder da«, hatte die Frau gesagt und

langsam genickt. Ihr rosa Seidenpyjama war voller Blut und klebte ihr an der Haut, ihre Stimme zitterte, sie war blind vor Entsetzen. Blind für das Grauen vor ihren Augen.

»Jetzt gibt es kein Entkommen mehr. Er wird meine Kinder fressen ... mit Haut und Haar. Und mich auch. Sie können ihn nicht aufhalten. Niemand kann das.«

Die Sanitäter hatten sie auf einer Trage fixiert und hinausgetragen, doch nun hallten ihre Worte durch Fords Kopf. Er wühlte in den Tatortfotos. Etwas Schlimmeres hatte er in seinen ganzen zwanzig Jahren als Polizist kaum gesehen. In seinem stillen Büro saß er am Schreibtisch und machte sich im trüben Licht der Halogenlampe Notizen, schwarze Tinte auf gelbem Schreibblock. Er versuchte zu verstehen, was er eben gesehen hatte. Nun ermittelte er schon zum zweiten Mal, nachdem ein Ehemann von Julian Ross ermordet worden war.

An das erste Mal konnte er sich noch gut erinnern, so wie an alle Fälle, die er nicht hatte aufklären können. In einer Nacht vor zehn Jahren hatte Julian Ross unter Wahnvorstellungen gelitten. Er konnte immer noch ihre verschreckten Augen sehen, grausig gerahmt von schwarzer, verweinter Wimperntusche. *Aber sie ist schuldig*, hatte er gedacht. Ihr war anscheinend nicht klar gewesen, dass sie ihren eigenen Ehemann ermordet hatte. Als Ford um fünf Uhr an diesem Morgen zu Julian Ross' Maisonettewohnung an der Park Avenue gerufen wurde, weil sie auch ihren zweiten Ehemann getötet hatte, holte ihn die Vergangenheit wieder ein. Glücklicherweise hatte die Frau ihren Mädchennamen behalten.

Er rutschte auf seinem Stuhl herum, lehnte sich zurück

und rieb sich die Augen. Er legte den Kopf nach rechts und links, bis sein steifer Nacken knackte. Er erinnerte sich an die Julian von damals, eine zierliche Frau, zerbrechlich und von einer spröden Schönheit, die im Laufe der Jahre immer spröder geworden war. Aus irgendeinem Grund hatte er ihre Hände und Handgelenke besonders deutlich in Erinnerung behalten, sie waren so weiß, dass er die blauen Venen unter der trockenen Haut erkennen konnte. Wann immer er eines ihrer Bilder sah, in einer Zeitschrift oder einer Galerie in SoHo, musste er an diese Hände denken und an die vielen offenen Fragen, auch noch Jahre nach ihrem Freispruch. Der Fall hatte ihn niemals richtig losgelassen. Und nun war sie wieder da. Es war wohl sein Schicksal; seine schlafenden Hunde musste niemand wecken, die wachten von ganz allein auf.

Julian Ross, immer noch zierlich, immer noch zerbrechlich, war seit ihrer letzten Begegnung merklich gealtert, trotz ihres Erfolgs und ihres Reichtums. Ehrlich gesagt machte die Tatsache, dass sie mit dem Blut ihres Ehemannes beschmiert in der Ecke des Schlafzimmers hockte und sich vor und zurück wiegte, es nicht gerade besser. Als Ford eintrat, hatte sie ihn angesehen und gesagt: »*Sie* schon wieder.«

Als er vor der Wohnung angekommen war, hatten sich ihm die Nackenhaare aufgestellt, so viel Wut und Hass waren ihm schon an der Tür entgegengeschlagen. Irgendetwas stimmte nicht, das wusste er sofort. Irgendetwas passte nicht zusammen. Als er dann das Zimmer sah, in dem der Mord stattgefunden hatte, kamen die Gefühle von vor zehn Jahren zurück ... die Zweifel, dieser Geschmack von Angst in seiner Kehle. Es war wie damals,

als er und seine Frau für die Flitterwochen nach Ägypten gefahren waren und die Pyramiden besichtigt hatten, riesige, klobige Monumente, die gen Himmel ragten. Ford hatte nur eines denken können: *Kein menschliches Wesen hat das gebaut, nicht mit den Möglichkeiten von damals.*

Julian Ross' zweiter Ehemann, Richard Stratton III., der Vater ihrer Zwillinge Lola und Nathaniel, war erstochen worden, während seine Frau angeblich neben ihm geschlafen hatte. Aber eigentlich war *erstochen* ein zu harmloses Wort für das, was Mr Stratton zugestoßen war. Jemand hatte ihn ausgeweidet und fast enthauptet. Sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit zertrümmert, Blut und Gedärme lagen im ganzen Zimmer verteilt. Am Fußboden und an den Wänden fanden sich lange Schlieren aus Blut, als hätte ein Poltergeist den Mann herumgeschleudert.

Genau so wie Julian Ross' ersten Ehemann Tad Jenson, dem man den Ringfinger samt Ehering abgetrennt hatte. Beides wurde nie gefunden.

Dass Julian Ross das Verbrechen begangen hatte, schien angesichts ihrer zierlichen Statur unmöglich. Dann wiederum sah es nicht danach aus, als hätte sich ein Fremder Zugang zur Wohnung verschafft. Julians Mutter Eleanor, die sechsjährigen Zwillinge und das Kindermädchen hatten im Untergeschoss der Wohnung geschlafen. Julian behauptete, sie habe am Abend Beruhigungstabletten genommen und die Gewalttat verschlafen, was kein besonders überzeugendes Alibi war.

Am Tatort ließ sich kein Gegenstand finden, der als Tatwaffe infrage gekommen wäre. Wie hatte die fünf- undvierzig Kilogramm schwere Frau es also geschafft, ih-

ren Ehemann, der an die hundertzwanzig Kilo wog und mindestens einen Meter neunzig groß war, zu Tode zu prügeln und sein Blut an den Wänden zu verteilen, bis an die fast vier Meter hohe Decke? Das Ganze war gespenstisch.

»*Sie* schon wieder«, hatte Julian gesagt, als Ford hereingekommen war. Sie hatte gelächelt. Der Schock, der Wahnsinn ... oder vielleicht beides.

»Warum ist sie noch hier?«, fragte Ford den uniformierten Polizisten, der an der Schlafzimmertür auf die Forensiker und die Rechtsmediziner wartete.

»Ich werde meinen Mann nicht allein lassen«, sagte Julian plötzlich mit leiser, aber schriller Stimme. Ford wusste, in ein paar Minuten würde sie hysterisch werden und zuschlagen wie ein Tornado. Der Cop zuckte hilflos die Achseln.

»Ms Ross, wir bringen Sie jetzt von hier weg, okay?«, sagte Ford und reichte ihr die Hand.

»Nein, ich lasse ihn nicht allein«, zischte Julian. Ihr Blick war glasig, sie fing zu zittern an. Ford sah sich das Blutbad an, versuchte zu ergründen, woher die Tropfgeräusche kamen. Das Blut hatte die Bettlaken durchweicht und war auf dem Parkettboden neben Julian zu einer Pfütze zusammengelaufen. Sie schien nicht zu merken, dass die Flüssigkeit auf sie zukroch.

Das Schlafzimmer sah aus wie aus einem Designmagazin, oder wenigstens hatte es bis vor der Tat so ausgesehen. Das Bett mit den mächtigen Pfosten war größer als so manche Wohnung, die Ford von innen gesehen hatte, und auf der hohen Matratze stapelten sich mindestens zehn Brokatkissen. Die Balkontüren gingen auf eine Ter-

rasse hinaus, von der man einen atemberaubenden Blick auf ganz Manhattan hatte. Auf Schminkkommode und Nachttischen war jeder freie Zentimeter mit Fotorahmen aus Silber, Holz oder Kristall zugestellt, in denen Aufnahmen von Julian, Richard und den Kindern steckten. In einer Nische stand ein deckenhohe Bücherregal, davor eine Stehlampe und ein kastanienbraun bezogener Lesesessel mit passender Ottomane. Über dem Kamin, in dem noch ein paar Kohlen glimmten, hing ein großformatiges Ölbild, in dem Ford eines von Julians frühesten Werken wiedererkannte. Der Medienschrank war geöffnet, darin verbargen sich ein riesiger Flatscreen-Fernseher, ein DVD-Player, eine Musikanlage und Boxen. Alles war voller Blutspritzer.

»Sir, die Sanitäter sind da«, keuchte ein zweiter Polizist, der die Treppe heraufgesprungen war und nun im Türrahmen lehnte.

»Nur der Notarzt darf reinkommen«, sagte Ford. »Er soll ihr ein Beruhigungsmittel geben und sie hier rauschaffen, und dann betritt niemand mehr das Zimmer, bis die Forensiker da sind.«

»Sie glauben, *ich* hätte es getan, nicht wahr?«, fragte Julian in ihrem letzten klaren Moment.

Ford sah sie an. Er sollte sie auf ihr Recht zu schweigen hinweisen.

»Ich habe Schlaftabletten genommen. Ich bin aufgewacht, und er lag neben mir ...« Sie schluchzte und zitterte am ganzen Leib, konnte nicht weitersprechen.

»So«, flüsterte sie. Ihr Ehemann lag nackt und bäuchlings auf der Matratze, ein Arm hing vom Bett herunter, die Fingerknöchel berührten den Boden. Die Leiche sah

schneeweiß und wie in sich zusammengefallen aus, was Sinn ergab; vermutlich war kaum noch Blut darin.

»Ich würde jetzt nichts mehr sagen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Ms Ross«, sagte Ford und versuchte, weniger mitleidslos zu klingen, als er sich fühlte.

»Seien Sie doch einfach froh, dass Sie nicht an meiner Stelle sind«, antwortete Julian und ließ sich von einem unfassbar jungen Notarzt hinausführen. Selbst die uniformierten Kollegen sahen in Fords Augen aus wie kleine Jungs. Seit wann fühlte er sich so alt?

Er seufzte und wünschte sich, er hätte sich nicht dazu hinreißen lassen, sich seinen Ärger und seine Betroffenheit anmerken zu lassen. Julian stand vollkommen neben sich und würde erst in einer ganzen Weile vernunftfähig sein. Sie benahm sich wie ein verschüchtertes Kind und wirkte ebenso zerbrechlich wie beim letzten Mal. Ford wusste noch, wie sehr ihn ihre Gemälde verblüfft hatten. Halford McKirdy verstand zwar nicht viel von Kunst, aber mit Hass und Gewalt kannte er sich aus.

Julian Ross malte auf großformatigen Leinwänden, ihr Pinselstrich war breit und entschlossen, und sie bevorzugte Schwarz-, Rot- und Gelbtöne. Am liebsten malte sie Szenen von Vergewaltigung, Mord und Blutvergießen. Manche ihrer Bilder waren detaillierte Fresken der Gewalt, in denen blutverschmierte, zusammengekrümmte Protagonisten durch Blut und Feuer wateten. Manche Bilder waren Nahaufnahmen von weiblichen, verstümmelten Genitalien, zerrissener Haut und gebrochenen Knochen. Angst oder Wut verzerrte die Gesichter der Opfer, immer weiblich, die auf der Flucht vor einem un-

sichtbaren Jäger waren. Andere Bilder bestanden lediglich aus wütend hingeknallten Farbflecken oder zeigten vage umrissene Schemen in Schwarz oder Grau, Kompositionen aus Strichen und Schatten. Schon als Ford zum ersten Mal gegen Julian ermittelt hatte, war sie eine erfolgreiche Künstlerin gewesen, der Liebling der Galeriezene von SoHo. Inzwischen war sie eine internationale Sensation und steinreich. Dieser Skandal, das wusste Ford, würde ihre Werke nur noch wertvoller machen. Die Welt war voller blutrünstiger Menschen, die sich an der Gewalt ergötzen, solange sie ihnen nicht zu nahe kam.

Er machte sich auf den Weg nach unten ins Wohnzimmer, wo Julians Mutter Eleanor, die Zwillinge und das Kindermädchen warteten.

Eleanor Ross war eine würdige alte Dame in einem schwarzen Seidenbademantel. Ihr silbergraues Haar hatte sie sich zu einem Flechtknoten zurückfrisiert. Sie strahlte eine unheimliche Ruhe aus, wie sie da auf dem roten Samtsofa am Kaminfeuer saß, das sie eben erst entfacht haben musste. Die Zwillinge lagen rechts und links von ihr auf dem Sofa, beide hatten den Kopf auf die Oberschenkel der Großmutter gelegt und starrten aus blauen, weit aufgerissenen Augen in die Flammen. Eleanor hatte jedem Kind eine Hand auf den Kopf gelegt.

Das Kindermädchen, eine junge Frau mit milchkaffeebrauner Haut, die keine fünfzig Kilo wiegen konnte, saß weinend am Feuer. Ihr Winseln klang traurig, hilflos und schwach. Ford drehte sich zu ihr um, doch sie hatte sich die Hände vors Gesicht geschlagen und hielt den Kopf gesenkt. Ihre schwarzen Locken fielen ihr fast bis auf die

Knie. Ihre Schultern zuckten, die Füße berührten kaum den Boden.

»Wir haben nichts gehört und nichts gesehen, Detective«, sagte Eleanor, noch bevor Ford sich einen Hocker heranziehen und vor ihr Platz nehmen konnte.

Er zückte seinen Notizblock, ohne sie anzusehen.
»Ach, wirklich?«

Sie schwiegen eine Weile, dann wandte Eleanor sich erneut an ihn.

»Sie können unmöglich glauben, meine Tochter hätte das getan«, sagte sie verächtlich.

»Zum jetzigen Zeitpunkt können wir nichts ausschließen, Ma'am.«

»Machen Sie es sich nicht so einfach wie beim letzten Mal. Damals haben Sie sich darauf versteift, dass Julian ihren Mann ermordet hat, den wahren Mörder haben Sie nie gesucht. Wer immer Tad auf dem Gewissen hat, ist ungeschoren davongekommen«, sagte sie und schüttelte erbost den Kopf.

»Das können Sie laut sagen«, entgegnete Ford und dachte an den Tag zurück, an dem Julian freigesprochen worden war. Damals hatte er gemischte Gefühle gehegt, doch seit heute war er sicher, dass sie zu Unrecht zehn Jahre lang frei herumgelaufen war. Nun hatte ein weiterer Mann dafür bezahlt, mit seinem Leben.

Die alte Dame schnaubte und reagierte ebenso sarkastisch. »Diese Jury aus Lehrern und Automechanikern hatte ein weitaus besseres Gespür für die Wahrheit als Sie und Ihre Kollegen. Die haben es sofort gesehen. Julian wäre nicht stark genug, so ein Verbrechen zu begehen. Sie hätte nicht die *Nerven* dazu.«

So, wie Eleanor es aussprach, klang es fast wie eine Beleidigung. Ford musterte sie eindringlich. Er meinte, die Kälte in ihren Augen jetzt schon bei den Kindern wiederzuerkennen. Ihr Mund war eine gerade, verkniffene Furche in einer Landschaft aus Runzeln und erschlaffter Haut. Das kantige Kinn warnte jeden davor, sich mit ihr anzulegen, sie herauszufordern. Anscheinend war die Frau kein bisschen verstört, dabei war heute Nacht ihr Schwiegersohn brutal ermordet worden, vermutlich von ihrer eigenen Tochter, hier in dieser Wohnung. Als er die drei Ross betrachtete, wie sie nach dem schrecklichen Verbrechen einträchtig auf dem Sofa saßen, lief es ihm eiskalt den Rücken hinunter.

»Ich würde jetzt gern Ihre Aussage aufnehmen, Ms Ross.«

»Ich werde gegen Mittag ins Präsidium kommen, in Begleitung meines Anwalts. Lassen Sie mir Ihre Visitenkarte da, damit ich weiß, wo ich Sie finden kann.«

Er warf ihr einen strengen Blick zu, ahnte aber, dass sie sich nicht beeindrucken lassen würde. Sie hielt seinem Blick trotzig stand, und schließlich gab er es auf.

»Sie sind keine Verdächtige, Ms Ross.«

»Die Mitglieder der Familie Ross sprechen niemals ohne Anwalt mit der Polizei. Merkt euch das, Kinder.«

»Ja, Grandma«, sagten die Kinder leise. Fords Grusel-O-Meter ging durch die Decke. *Nette Familie*, dachte er.

»Wie Sie wollen«, sagte er und zog eine Karte aus seiner Sakkotasche.

»Wie immer«, entgegnete sie mit einem säuerlichen Lächeln. Die Grimasse schob ihre Augenlider zusammen.

Ford hörte Stimmen im Obergeschoss. Eleanor stand

auf und brachte die Kinder durch eine Tür im hinteren Teil des Wohnzimmers hinaus. Julians dünne, schrille Stimme hallte die Treppe herunter, sie jammerte unzusammenhängendes Zeug und brach schließlich in eine Art Schmerzgeheul aus.

»Ich bringe die Kinder auf ihre Zimmer.«

Ford nickte, die drei verschwanden. Kurz fragte er sich, wer sich jetzt um Julian kümmern würde ... aber könnte es ihm nicht egal sein?

Als er sich zur Kinderfrau umdrehte, sah er, dass sie die Hände heruntergenommen hatte und mit weit aufgerissenen Augen kerzengerade dasaß. Sie starrte zur Treppe, als fürchte sie einen Dämon.

»Miss?«, sagte Ford und näherte sich ihr. Sie sah ihn erschrocken an, als hätte sie seine Anwesenheit jetzt erst bemerkt. »Sie sind das Kindermädchen von Lola und Nathaniel?«

»Ja, das bin ich«, sagte sie. Ihre Stimme war seltsam ruhig für einen Menschen, der so verängstigt war und eben noch verzweifelt geweint hatte.

»Wie heißen Sie?«

»Geneva Stout.«

Ford notierte sich ihren Namen. »Können Sie sich ausweisen?«

»Warum? Glauben Sie mir nicht?«

Er blickte von seinem Notizblock auf und erkannte so etwas wie Trotz in ihren Augen, vielleicht auch Angst. »Reine Routine. Mehr nicht«, beruhigte er sie.

Misstrauisch kniff sie die Augen zusammen, stand auf und verschwand durch dieselbe Tür wie Eleanor und die Kinder. Sie wirkte beinahe aggressiv, aber Ford würde ihr

das nachsehen. Ihr Arbeitgeber war brutal ermordet worden, ihre Arbeitgeberin kreischte wie eine Verrückte, und jetzt war sie mit der bösen Königin allein. Wer wäre da nicht verzweifelt? Julians Geheul drang weiterhin bis ins Wohnzimmer herunter, Ford bekam eine Gänsehaut an den Armen und im Nacken. *So viel zum Thema Overkill.*

Geneva Stout kam zurück und reichte ihm einen in New York ausgestellten Führerschein und einen Studentenausweis der NYU. Er notierte sich die Ausweisnummern und gab ihr beide Plastikkarten zurück.

»Sind Sie noch irgendwo anders gemeldet?«, fragte er. Er hatte gesehen, dass auf beiden Dokumenten nur die Adresse der Familie Ross angegeben war.

»Nein«, sagte sie hastig und schüttelte den Kopf. »Ich bin das Au-pair. Ich kümmere mich in Vollzeit um Lola und Nathaniel.«

»Wann finden Sie Zeit zum Studieren?«

»Das geht schon«, sagte sie und schlug die Augen nieder. »Meistens.«

»Verwandte?«

Sie sah ihn verständnislos an. Ein bisschen zu verständnislos.

»Wo leben Ihre Eltern? Haben Sie Familie?«, fragte Ford langsam, ohne sie aus den Augen zu lassen.

»Nein«, sagte sie und schüttelte abermals den Kopf. »Ich habe keine Familie.«

Er wollte sie gerade bitten, sich näher zu erklären, als das Geheul wieder einsetzte. Geneva Stout schloss die Augen und rieb sich mit beiden Händen darüber.

»Was werden die mit ihr machen?«, fragte sie mit erstickter Stimme.

Was für eine seltsame Frage. In diesem Moment hätte sie sich alles Mögliche fragen müssen – doch sie wollte nur wissen, was mit Julian geschehen würde?

Ford setzte sich auf das Sofa neben Genevas Sessel und beugte sich vor.

»Stehen Sie der Familie sehr nah?«, fragte er sanft. Sie sah ihn an, als wäre er ein Vollidiot.

»Nun, ja. Ich wohne hier. Ich kümmere mich um die Kinder. Was glauben Sie denn?«

Aber dann verrutschte die Maske der taffen, jungen Frau, und Geneva fing abermals zu schluchzen an. »Ich ... kann ... es ... nicht fassen«, stieß sie hervor. Er legte ihr eine Hand auf das Knie und spürte, dass ihr ganzer Körper bebte.

»Okay, Ms Stout. Lassen Sie sich Zeit. Sie können morgen zusammen mit Ms Ross ins Präsidium kommen und Ihre Aussage machen, wenn Sie sich ein wenig beruhigt haben.«

»Meine ... Aussage?«, sagte sie und starrte ihn entsetzt an. »Ich habe nichts gesehen oder gehört, bis Julian angefangen hat zu schreien. Mein Schlafzimmer liegt am hinteren Ende dieses langen Flurs.« Zwischen den einzelnen Worten schnappte sie nach Luft, zeigte in den Gang.

»Okay«, sagte er und schrieb sich die Aussage auf. »Morgen reden wir weiter. Es sei denn, Sie möchten vorher mit mir sprechen. Sie können mich jederzeit anrufen.«

Er reichte ihr seine Visitenkarte, Geneva griff zu und nickte knapp. Sie sah ihn aus großen, dunklen Augen an, doch er konnte ihren Blick nicht deuten.

Im selben Moment hörte er ein Geräusch auf der Trep-



Lisa Unger

Das Böse so vertraut

Thriller

Lydia Strong 3

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48236-8

Goldmann

Erscheinungstermin: Dezember 2015

Eine Künstlerin soll ihre Ehemänner bestialisch ermordet haben. Ist sie schuldig – oder das nächste Opfer?

Im blutverschmierten Schlafzimmer ihres luxuriösen New Yorker Apartments kauert die Künstlerin Julian Ross völlig aufgelöst neben der entsetzlich entstellten Leiche ihres Mannes. Das Perfide: Die Tat gleicht bis ins kleinste Detail dem Mord an Julians erstem Ehemann vor zehn Jahren. Und wie damals fällt der Verdacht der Polizei sofort auf Julian. Doch sie beteuert vehement ihre Unschuld. Von der verzweifelten Künstlerin um Hilfe gebeten, macht sich Privatermittlerin Lydia Strong an die Aufklärung des Falls. Und stößt auf ein erschütterndes Familiengeheimnis ...



[Der Titel im Katalog](#)